

Miriam Rademacher

Banshee Livie

Dämonenjagd für
Anfänger

STERNENSAND VERLAG

Bänshee Livie (Band 1): Dämonenjagd für Anfänger

So hat sich Livie ihren Tod nicht vorgestellt. Sie bekommt einen Job, der aus Heulen und Scharade besteht, einen altklugen Kollegen mit sexy Stimme, aber ohne Gesicht und eine staubige Dachkammer ohne Internetanschluss. Livie ist jetzt die Banshee von Schloss Harrowmore und hat in ihrer Rolle als Schutzgeist die Aufsichtspflicht über eine der tollpatschigsten Familien Englands. Als dann auch noch ein nachtragender Dämon auftaucht, um eine uralte Rechnung zu begleichen, ist Livies Tod endgültig aufregender als es ihr Leben jemals war.

Die Autorin

Miriam Rademacher, Jahrgang 1973, wuchs auf einem kleinen Barockschloss im Emsland auf und begann früh mit dem Schreiben. Heute lebt sie mit ihrer Familie in Osnabrück, wo sie an ihren Büchern arbeitet und Tanz unterrichtet. Sie mag Regen, wenn es nach Herbst riecht, es früh dunkel wird und die Printen beim Lesen wieder schmecken. In den letzten Jahren hat sie zahlreiche Kurzgeschichten, Fantasy-Romane, Krimis und ein Kinderbilderbuch veröffentlicht.

Miriam Rademacher

Banshee

Livie

Band 1: Dämonenjagd für Anfänger

Fantasy

STERNENSAND
VERLAG

www.sternensand-verlag.ch | info@sternensand-verlag.ch

1. Auflage, Oktober 2017

© Sternensand Verlag GmbH, Zürich 2017

Umschlaggestaltung: Juliane Schneeweiss

Lektorat / Korrektorat: Sternensand Verlag GmbH | Martina König

Satz: Sternensand Verlag GmbH

Druck und Bindung: Smilkov Print Ltd.

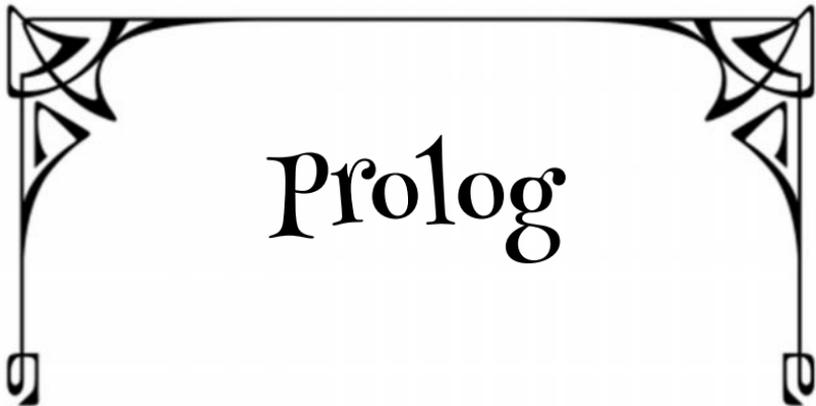
Alle Rechte, einschließlich dem des vollständigen oder auszugsweisen Nachdrucks in jeglicher Form, sind vorbehalten.

Dies ist eine fiktive Geschichte. Ähnlichkeiten mit lebenden oder verstorbenen Personen sind rein zufällig und nicht beabsichtigt.

ISBN-13: 978-3-906829-55-5

ISBN-10: 3-906829-55-5

Dieses Buch ist jenen gewidmet,
die jetzt mit einem Lächeln an mich denken.
Ich euch auch.



Prolog

Eine Nacht in England vor mehr als tausend Jahren

Die prächtige Halle von Schloss Harrowmore glich einem Trümmerfeld. Die einst geschmackvoll arrangierten Möbel sammelten sich wie Treibgut an den steinernen Wänden. Zwischen geborstenen Bänken ragten die vier hölzernen Beine eines Tisches empor und erinnerten an Zahnstocher auf einer Käseplatte. Zwei Fenstertruhen hatten sich zu einem bizarren Gebilde aufgetürmt und in der hintersten Ecke schwellte ein zusammengesobener Teppich.

Kaum etwas in diesem Raum schien die letzten Minuten unbeschadet überstanden zu haben.

Eine Handlaterne, die Badria hoch über seinen Kopf hielt, warf als letzte Lichtquelle ihren zitternden Schein auf den kahlen Stein des Fußbodens.

Nur wenige Schritte von ihm entfernt entdeckte er Helenas weiß gekleidete Gestalt regungslos auf dem kalten Boden, das Gesicht von ihm abgewandt.

Atmete sie? Fast glaubte er, das Heben und Senken ihres Brustkorbes sehen zu können. Doch bevor das Gefühl der Erleichterung ihn überkommen konnte, regte sich das Etwas zu seinen Füßen.

Angewidert senkte Badria den Blick. Ghorm, oder vielmehr das, was von ihm noch übrig war, schaute aus triefenden gelben Augen zu ihm auf. Die Haut seines Gesichtes, angeschwollen und rot, schien sich aufzulösen. Bläschen waren auf Wangen und Stirn erschienen, die zerplatzend nässende Krater in der Haut zurückließen. In ihnen klebten Strähnen seines blonden Haares.

Auch sein Körper veränderte sich zusehends. Die zu Klauen verformten Hände stützten sich zitternd auf dem Steinboden ab. Sein schwarzer Radmantel verhüllte gnädig seine gekrümmte Gestalt und war gleichzeitig ein Rest der Eleganz, mit der Ghorm kurz zuvor siegessicher in diese Halle getreten war.

Er rang nach Atem. »Du wirst diesen Abend bis an das Ende aller Zeiten bereuen, Druiden«, ächzte er und richtete sich langsam vor dem Mann in der grob gewebten Kutte auf.

Badria war nicht mehr jung. Das lange, im Nacken zu einem Knoten geschlungene braune Haar zeigte erste graue Strähnen. Das Leben hatte den Druiden viel gelehrt, doch auf Momente wie diesen war er nicht vorbereitet worden. Um Ghorm in die Schranken zu weisen, hatte er ein unkontrollierbares Inferno heraufbeschworen und noch immer lagen der Geruch von Schwefel und flirrender Staub in der Luft.

Ghorm atmete schwer, als er fortfuhr. »Nur ein Druiden, ein eichenkundiger Mistelzupfer, und du wagst es, dich mir in den Weg

zu stellen? Wagst es, meine Pläne zu durchkreuzen? Glaube nicht, dass ich dir das jemals vergesse, Badria.«

Der Druide war sich bewusst, dass Ghorm vor seinen Augen zerfiel. Voller Abscheu erwiderte er: »Hast du wirklich geglaubt, ich würde brav mit ansehen, wie du sie zugrunde richtest? Ich habe dich gewarnt. Hast du das vergessen? Jetzt bereue du lieber, solange du noch Zeit dafür hast. Dein Leben neigt sich erkennbar dem Ende zu.«

Speichel floss Ghorm über die hängenden Mundwinkel. Er wischte ihn mit seinen Klauen beiseite. Immer schwerer schien es ihm zu fallen, seine Worte deutlich zu formulieren. »Dieses Leben ... Mag sein, dass es hier endet. Doch andere werden folgen und ich werde dich finden. In jeder Zeit, in jedem Leben werde ich dich finden, und dann werde ich mit dir abrechnen! Ich nehme dir diesen Tod ausgesprochen übel, Druide.«

Ein Lächeln bar jeder Freundlichkeit zuckte über Badrias Gesicht. »Ich mache es dir leicht. Ich bleibe dem Blut treu. Wann immer du mich suchst, komm hierher. Ich werde Harrowmore zu meinem Heim machen. Denn Helena und ich werden heiraten.«

Schmerzhaft zog sich seine Kehle bei diesen Worten zusammen. Hatten Helena und er wirklich noch eine Zukunft? Doch Badria wollte jetzt nicht daran zweifeln, dass sie überlebt hatte. All das hier musste einen Sinn gehabt haben. Es musste!

Er straffte die Schultern und fuhr mit fester Stimme fort: »Was auch immer du von ihr übrig gelassen hast, sie wird meine Frau. Und wir werden dieses gemeinsame Leben genießen. Sobald du durch diese Tür hinausgekrochen bist.«

Es war der pure Hass, der Ghorms Gesichtszügen das letzte bisschen Menschlichkeit raubte. Von Wut geschüttelt, bäumte sich das Wesen noch einmal zur vollen Größe auf. In diesem Moment überragte er den Druiden um Haupteslänge und stürzte sich auf ihn. Doch dieser hatte den Angriff erwartet.

»Ja, komm nur, Ghorm, komm nur! Lass es uns zu Ende bringen!«, schrie Badria und warf dem Unhold die brennende Laterne direkt in sein deformiertes Gesicht.

Glas, so dünn wie Papier, zersplitterte, Funken stoben und ölgenährte Flammen leckten über Haut und Stoff. Ghorm schrie auf und presste sich die Klauen auf sein abstoßendes Antlitz. Mit dem Rest seiner schwindenden Kraft riss er sich den brennenden Mantel von den Schultern und taumelte an Badria vorbei zum Ausgang.

Er ertastete einen der schweren eisernen Ringe im Holz, riss die hohe Eingangstür auf, wankte hinaus in die Nacht und verschwand im Nebel.

Badria ließ ihn gehen. Ghorm und sein Schicksal bedeuteten ihm nichts mehr. Er hatte den Kampf um Helena gewonnen.

Er wandte sich dem noch schwelenden Mantel und den brennenden Überresten der Laterne zu seinen Füßen zu und trat beides aus. Nun lag die Halle von Harrowmore im Dunkeln.

Ein blasser Streifen Mondlicht, der durch die offene Eingangstür hereinflie, würde Badria bis zur Dämmerung genügen müssen. Doch heute Nacht brauchte er den Weg bis zu seiner armseligen Hütte unter der Eiche nicht durch das Dunkel zu finden. Er würde hierbleiben. Bei Helena. Heute und in allen Nächten, die noch folgen würden.

Noch immer lag sie still auf dem kalten Steinboden. Er tastete sich zu ihr hinüber, ließ sich auf die Knie herab und griff zögernd nach ihren schmalen Schultern. Deutlich fühlte er die Wärme ihrer Haut und hörte ihren regelmäßigen Atem.

Alle Anspannung fiel von ihm ab. Helena würde leben. Und was immer Ghorm ihrem Körper angetan hatte, der Druide würde es ertragen können und hoffte, dass auch *sie* es konnte.

Er zog sie in seine Arme und wartete. Wartete auf die Dämmerung, bis er ihr ins Gesicht blicken konnte.

Kapitel 1

England, an einem Herbsttag im Jahre 2017

Nun komm schon, Livie! Wir sind gleich da!«
Ich konnte nur stumm nicken. Seit Stunden folgte ich meiner Tante Ethel über morastige Wirtschaftswege immer tiefer ins urwüchsige Großbritannien. In den Teil des Landes, wo Straßen kaum so breit wie ein einzelner Wagen waren und wo sich hinter niedrigen Mauern aus Feldsteinen die Natur in variantenreichem, aber langweiligem Grün präsentierte. In jenen Teil des Landes, wo die meisten Einwohner vier statt zwei Beine hatten.

Wieder einmal.

Seit nunmehr acht Jahren ließ ich mich von Tante Ethel während unseres gemeinsamen Herbsturlaubs zu den ›echten Spukorten‹ unseres Landes verschleppen. Wir hatten schon die ›Mühle von Willington‹ besucht, ohne Opfer einer Poltergeistattacke zu werden, hatten am ›Silent Pool‹ in Surrey gestanden, wo Prinz Johann zwei unschuldige Kinder getötet hatte, und waren über die Ruine des ›Borley Anwesens‹, des gespenstischsten Platzes Englands, getrampelt.

An all diesen Orten erlebte ich nun schon seit Jahren exakt das Gleiche: Tante Ethel rannte wie ein aufgeschrecktes Huhn in der Gegend herum und atmete ›magische Kräfte‹, und ich stand wie eine Idiotin daneben und sehnte mich nach ›fish and chips‹.

Niemals, wirklich niemals war ich an einem dieser verfluchten Plätze einem Gespenst begegnet. Tante Ethel natürlich auch nicht, aber hinterher schwor sie stets Stein und Bein, dass sie die Magie dieser Orte gespürt, aufgesogen und verinnerlicht hatte. Es war nicht immer leicht mit Tante Ethel.

Dieses Mal hatte es uns beide in ein winziges Kaff nahe der schottischen Grenze verschlagen. Natürlich hatte Tante Ethel die Reiseroute festgelegt und mich wie jedes Jahr vor vollendete Tatsachen gestellt. Sie hatte mich einfach während der Arbeitszeit in meinem Büro angerufen, weil sie ganz genau wusste, dass ich dort weder Zeit noch Ruhe hatte, um größere Einwände zu erheben.

Seit zwei Jahren arbeitete ich für dieselbe Futtermittelfabrik. Es war ein freudloser Job zwischen Aktenordnern und Telefon, der mich nicht ausfüllte. Den Wechsel der Jahreszeiten konnte ich daran festmachen, mit welchem Rohstoff mir die Aussicht zugeschüttet wurde, da die Lieferanten sich einen Spaß daraus machten, die noch feuchte Ernte direkt vor meiner einzigen Lichtquelle zum Trocknen aufzuhäufen.

Mais hatte verhindert, dass ich mein Büro lüften konnte, als Tante Ethel mir am Telefon von einer Druideneiche erzählt hatte. Das Geheimnis habe sie einem Besoffenen in einem Londoner Pub entlockt.

Einer was bitte? Aber gut, liefen wir eben ein bisschen durch die schottische Landschaft. Frische Luft und Bewegung konnten meiner Figur und meinem Teint nur guttun und schließlich ging es hier ja nicht nur um mich. Die Hauptsache war es doch, Tante Ethel vor Glück strahlend erleben zu dürfen.

»Oh Livie, sieh nur! Das da vorn muss sie sein!«

Olivia heiße ich. Doch das hatte Tante Ethel noch nie wirklich interessiert. Seit meinem fünfzehnten Geburtstag vor vier Jahren versuchte ich, ihr klarzumachen, dass ich mich den freundlich gemeinten Verstümmelungen meines Vornamens entwachsen fühlte. Bisher jedoch ohne nennenswerten Erfolg.

Tante Ethels dürre Gestalt hatte etwa zweihundert Meter vor mir eine Vollbremsung hingelegt. Der Wind zerrte an ihren rot gefärbten Haaren, als sie mit dramatischer Geste auf einen Baum in der Mitte eines abgeernteten Kornfeldes deutete.

Toll. Hoffentlich war's wenigstens eine Eiche, das hob die Chancen, rechtzeitig zum Abendbrot wieder in unserem schmuddeligen Gasthaus zu sitzen.

»Tante Ethel? Sind dir eigentlich die dicken schwarzen Wolken da hinten aufgefallen? Vielleicht solltest du der Drudeneiche schnell allein einen Besuch abstatten, bevor das Unwetter über uns hereinbricht. Ich warte hier auf dich, dann geht es schneller. Ich bin ja doch viel langsamer als du.«

Tante Ethel war mit ihren knapp sechzig Jahren nahezu unerschämt fit. Sie hängte mich schon mein ganzes Leben lang locker ab, während ich mich stets bemühen musste, sie nicht aus den Augen zu verlieren oder am Wegesrand zu kollabieren.

»Ach Herzchen, natürlich kommst du mit mir. Das Unwetter zieht gar nicht in unsere Richtung, glaub mir. Außerdem ist es eine Druideneiche und keine Drudeneiche, Süße.«

Ich schnaufte gottergeben und fügte mich in das Unvermeidliche. Tante Ethel folgend, verließ ich den Weg und nur Augenblicke später versanken meine Turnschuhe schmatzend im feuchten Ackerboden.

Ich fluchte innerlich. Warum um alles in der Welt musste ausgerechnet meine Tante so ein verrücktes Hobby haben? Was versprach sie sich davon? Gut, sie behauptete, die Magie dieser Orte körperlich spüren zu können. Sie glaubte fest daran, die Besuche dort würden ihre Aura aufladen. Aber was genau war eigentlich eine Aura?

Ich seufzte und hielt den Kopf gesenkt, um mein Gesicht vor dem aufkommenden Wind zu schützen.

»Wenn du ein, zwei Kilo abnehmen würdest, Livie-Maus, würden dir unsere Wanderungen auch nicht so zusetzen und du könntest das alles hier mehr genießen.«

»Ich habe schwere Knochen, Tante Ethel.«

»Natürlich, Liebes. Die hast du von deiner Mutter geerbt. Ich kenne keinen Menschen, der so schwere Knochen hatte wie deine Mutter. Kein Wunder, dass sie ertrunken ist.«

An dieser Stelle ist wohl eine Erklärung angebracht.

Tante Ethel war gar nicht meine richtige Tante. Zumindest waren wir nicht blutsverwandt. Sie war meine Patentante, die beste Freundin meiner verstorbenen Mutter. Seit dem Tag, an dem meine Mutter bei einem Tauchausflug zu berühmten Schiffswracks vor

der schottischen Küste einfach nicht mehr aufgetaucht war, hatte Tante Ethel meine Erziehung übernommen.

Sie und meine Mutter waren ein Leben lang füreinander da gewesen. Mama hatte Händchen gehalten, als Tante Ethels Eltern schnell nacheinander verstarben, und Tante Ethel hatte meine Mutter getröstet, als mein Erzeuger mit der Blondine von nebenan verschwand. Die beiden Frauen hatten von Kindesbeinen an aneinandergeklebt, nur tauchen war meine Mutter ohne Tante Ethel gegangen.

Mama hatte das Tauchen geliebt. »Unter Wasser ist der einzige Ort, wo endlich mal alle die Klappe halten, Livie«, hatte sie immer zu mir gesagt. Na ja, wenn man Tante Ethel zur besten Freundin hatte, konnte das Bedürfnis nach Ruhe schon mal eigenartige Blüten treiben.

Als meine Mutter dann einfach nicht mehr aufgetaucht war, damals war ich zwölf, hatte Tante Ethel wie selbstverständlich all ihre Aufgaben und Pflichten übernommen. Heute war sie die einzige Familie, die ich kannte. Sie hatte mich durch die Schulzeit begleitet, war mein seelischer Beistand beim ersten Liebeskummer gewesen und mein einziger Halt während der trostlosen Weihnachtsfeiertage.

Ich war immer ein unsicherer Teenager gewesen und Tante Ethels Art von Komplimenten hatte daran nicht wirklich etwas ändern können. Sie behauptete stets, ich entspräche exakt dem weiblichen Schönheitsideal, nur eben nicht dem aktuellen.

Tatsächlich glich ich einem Stummfilmstar. Ich hatte ein rundes Gesicht mit Puppenaugen, Knopfnase und Staunemund, umrahmt

von aalglatten schwarzen Haaren. Dabei hätte ich so gern hohe Wangenknochen und ein Profil gehabt, das diesen Namen auch verdiente.

Mit vierzehn war ich bemüht gewesen, aus der Not eine Tugend zu machen. Doch als mein erster Schwarm meinte, ich würde ihn an Betty Boop erinnern, jene kurvenreiche schwarz-weiße Cartoonfigur der frühen Dreißiger mit Kulleraugen und rutschendem Strumpfband, schloss ich die Lippen, gewöhnte mir wieder an, zu blinzeln, und ließ die Haare auf Schulterlänge wachsen.

Welches junge Mädchen wollte schon mit einer Comicfigur verglichen werden? Außer vielleicht mit Wonder Woman. Wonder Woman wäre extrem in Ordnung gewesen.

Auch die Mode stellte mich immer wieder vor unlösbare Probleme, denn die üppigen Kurven und den kleinen Bauchansatz hatte ich ebenfalls von so mancher Schwarz-Weiß-Diva übernommen. Das ließ sich zwar in formlosen Matrosenkleidchen und Charleston-Hängerchen gut kaschieren, doch die Hühthosen und Hotpants meiner Epoche blieben eine Herausforderung.

Schnell hatte ich mich zeitlebens für Jeans und Blusen entschieden, fest davon überzeugt, dass die wahre Liebe mich auch in einem Mehlsack erkennen würde.

Doch inzwischen begann ich zu fürchten, dass meine große Liebe bereits blind an mir vorbeigehastet sein musste. Inzwischen hätte ich mich sogar mit einer dritt- oder viertklassigen Liebe arrangiert, doch selbst die ließ auf sich warten. So war Tante Ethel noch immer meine einzige Familie.

Gerade näherte sie sich tanzend der Eiche und summte unverständliches Zeug. Dann rief sie: »Oh ja! Spürst du es, Livie? Spürst du die Macht der Erde und die Kraft des Baumes? Hier haben die Druiden ihre magischen Rituale abgehalten! Ich fühle es!«

»Na großartig, Tante Ethel. Können wir dann umdrehen? Das Gewitter, das nicht in unsere Richtung ziehen wollte, ist seltsamerweise gleich hier. Es grummelt schon ziemlich laut und ich glaube, ich habe gerade einen Tropfen auf die Nase bekommen!«

Das war nicht gelogen. Tatsächlich war der Tag inzwischen so finster wie ein Kellerloch, dank der gewaltigen Wolkenberge, die den Himmel verdunkelten. Der Wind riss so heftig an mir, dass ich meine eigenen Worte, die ich meiner Tante entgegenbrüllte, kaum noch verstehen konnte.

Doch Tante Ethel hatte zu singen und zu klatschen begonnen, umarmte den alten Baum und hopste übermütig auf mich zu. »Komm, Livie-Schatz! Spüre die Magie! Kannst du sie fühlen?«

Immer wenn meine Tante diese Worte zu mir sagte, gab ich mir wirklich Mühe. Ich lauschte in mich hinein, ich schnüffelte wie ein Hund in der Luft herum, doch nein, ich spürte nichts. Keinen Funken Magie, keine Aura, keine Geister, gar nichts.

Aber um Tante Ethel eine Freude zu bereiten und schnell wieder ins Trockene zu kommen, rief ich mit gespielter Begeisterung: »Oh ja, Tante Ethel! Ich glaube, ich kann es spüren. Wahrhaftig! Echt magisch! Glaubst du, wir brauchen lange, bis wir wieder bei unserem Mietwagen sind?«

Ich war nicht überzeugend genug gewesen. Tante Ethel sah mich misstrauisch an und schüttelte traurig ihr krauses Haupt. »Livie-

Hase, an einem Ort wie diesem solltest du besser nicht lügen. Man weiß nie, was da passieren kann.«

Ich heuchelte ein reuevolles Lächeln. Nie hatte ich versucht, meine Tante davon zu überzeugen, dass es keine magischen Kräfte oder Geistwesen gab. Ich akzeptierte ihre Eigenarten. Zähneknirschend zwar, aber ich akzeptierte sie. Und das aus einem einfachen Grund: Tante Ethel akzeptierte auch die meinen. Sie gab sich immer noch mit einer Patentochter ab, die in etwa die gleiche Spiritualität aufbrachte wie ein Frühstücksbrötchen.

Wie um Tante Ethels Warnung zu unterstreichen, grollte nun ein langer Donner und ein Blitz zerriss mit seinem grellen Licht die schwarzblau Dunkelheit über unseren Köpfen, auf den ein weiterer Donner folgte.

»Okay, Tante Ethel. Ich lüge nie wieder an einem magischen Ort, aber lass uns jetzt bitte gehen! Ich kriege langsam Angst.«

»Gewitter muss man nicht fürchten, Prinzessin. Das sind nur elektrische Entladungen.«

»Ich fürchte mich aber vor elektrischen Entladungen!«

»Dann betrachte es als Naturschauspiel, Liebes. Sieh nur, was die Elemente alles für dich inszenieren.«

»Vielen Dank, ich verzichte. Lass uns bitte endlich gehen!«

»Olivia Eleanor Emerson! Bei Gewitter läuft man nicht übers freie Feld. Hat man dir das auf deiner Schule nicht beigebracht?«

Offensichtlich waren meiner Tante soeben die albernen Kosennamen für mich ausgegangen. Ein eindeutiges Zeichen dafür, dass sie der Welt der Mythen und Sagen für eine kurze Weile den Rücken zugekehrt hatte, um mich in der Wirklichkeit zu besuchen.

Wie schön.

»Aber wir müssen über das freie Feld! Es gibt keinen anderen Weg zu unserem Auto. Und ein Auto ist bekanntlich der sicherste Ort bei Gewitter.«

»Unter Bäumen ist man auch geschützt, Kind. Und unter diesem speziellen Baum wird uns sicher kein Leid geschehen.«

»Irgendwie glaube ich nicht so recht, dass ein paar olle Druiden, die seit Ewigkeiten tot sind, uns beschützen können.«

Tante Ethel seufzte und sah mich traurig an. »Eines Tages, meine liebe Olivia, wirst du dir wünschen, es gäbe etwas mehr Magie in deinem Leben. Was willst du deinen Kindern denn in diese Welt mitgeben? Reine Realität ist doch nicht mehr als trocken Brot für die Seele.«

Tante Ethel brachte gern bei allen möglichen Gelegenheiten meine noch ungeborenen Kinder ins Spiel. Und das, obwohl ich sie schon einige Male darüber aufgeklärt hatte, dass Kinder üblicherweise nicht vom Himmel fielen. Doch sie lächelte mich dann stets nur auf eindringliche Weise an und erinnerte mich daran, dass sie keinen Mann gebraucht hatte, um an eine Tochter wie mich zu geraten. Darauf erwiderte ich nichts mehr. Auch ich hatte ja die Hoffnung auf die große Liebe noch nicht aufgegeben.

Vielleicht war mein Held wirklich nur aus Versehen in der Rush Hour an mir vorbeigehechtet und es gab ihn wirklich. Vielleicht würde ich eines Tages Kinder haben und im Gegensatz zu Tante Ethel selbst bekommen dürfen.

Möglich war es natürlich. Aber hier und zu diesem Zeitpunkt konnte ich mir das absolut nicht vorstellen. Zumal erneut ein grel-

ler Blitz aufleuchtete und der Donner gleichzeitig wie ein Berg-
rutsch durch die Wolken polterte.

»Tante Ethel? Im Volksmund heißt es, Eichen sollst du weichen,
Buchen sollst du suchen. Das hier ist eine Eiche.«

»Also das ist wirklich ein blöder Aberglaube, Olivia. Eine Statis-
tik hat zweifelsfrei ergeben, dass Eichen nicht häufiger vom Blitz
getr...«

Und dann erzitterte die Erde unter meinen Füßen, grellblaues
Licht zuckte vor meinen Augen und irgendjemand schrie.

Ich? Tante Ethel?

Ich wusste es nicht. Ich wusste nur, dass ich mich inmitten dieses
blauen Lichtes befand und einen seltsamen metallischen Ge-
schmack im Mund hatte. Dann wurde alles dunkel um mich herum
und jemand rief meinen Namen.

Doch ich konnte nicht antworten. Es war, als hätte ich vergessen,
wie man Wörter bildet. Dann wurde das Rufen durch das Brausen
des Windes übertönt und ich versank immer tiefer in der alles
verschlingenden Dunkelheit.

Kopfschmerzen. Ich hatte unglaubliche Kopfschmerzen. Was im-
mer passiert war – und irgendetwas war mit Sicherheit passiert –,
es hatte mir nicht gutgetan.

Wo war ich? Lag ich in einem Krankenhaus? Hatte ich einen Un-
fall gehabt? Konnte ich es riskieren, ein Auge zu öffnen, oder wür-
de das Licht der Welt meine Kopfschmerzen in neue Dimensionen
treiben?

Spontan entschied ich mich für ein leises Stöhnen. Wenn irgendwo da draußen eine mitfühlende Seele an meinem Krankenbett saß, gab ihr das die Gelegenheit, meine Hand zu ergreifen und ein paar beruhigende Worte in mein Ohr zu flüstern. So etwas wie: »Alles wird gut, Olivia. Die besten Chirurgen Englands bemühen sich darum, dein Gesicht zu rekonstruieren.«

Nein, lieber doch nicht. Das wäre kein besonders beruhigender Text.

Besser wäre: »Livie! Was hast du nun schon wieder angestellt?«

Ja, was hatte ich denn angestellt?

Ich war mir keiner Schuld bewusst. War ich, ohne zu gucken, über eine Hauptverkehrsstraße gerannt und von einem Linienbus gerammt worden? War ich beim Rauchen von Tante Ethels Balkon gefallen?

Tante Ethel.

Vage stieg eine Erinnerung in mir hoch. Tante Ethel tanzend und singend auf einem matschigen Acker. Tante Ethel, die mit der kratzigen Rinde eines alten Baumes schmuste.

Ethel, Baum, Gewitter, Blitz.

Die einzelnen Gedanken bildeten eine Kette, an deren Ende die Antwort auf alle Fragen lauerte.

War ich etwa vom Blitz getroffen worden?

Ein kühler Luftzug ließ mich frösteln und ich fragte mich, ob in diesem Krankenhaus kuschelige Decken Mangelware waren. Sollte ich nicht warm und wohlig in einem Bett auf meine Genesung warten? Warum war es hier so lausig kalt?

Auch mit dem Laken schien irgendetwas nicht zu stimmen. Es war gar nicht glatt! Und es kitzelte an den Ohren! Handelte es sich überhaupt um ein Bettlaken?

Probeweise bewegte ich ein paar Finger und stellte erfreut fest, dass ich dabei keinen Schmerz empfand.

Mit noch immer fest geschlossenen Augen tastete ich nach einem Klingelknopf für die Krankenschwester, den eine umsichtige Pflegerin sicher in Reichweite meiner Arme deponiert hatte. Doch alles, was ich zu fassen bekam, waren Blätter und Grashalme.

Irritiert runzelte ich die Stirn. Das Klopfen hinter selbiger nahm zu, doch es half nichts.

Ich musste es riskieren.

Langsam, ganz langsam, öffnete ich das rechte Auge.

Schwarz hoben sich die kahlen Äste der Druideneiche vom blauen Nachthimmel ab. Hatte sie nicht vor dem Gewitter noch braunes Herbstlaub getragen?

Was zur Hölle war hier geschehen?

Der Schreck, der mir beim Anblick des Nachthimmels in die Glieder gefahren war, brachte mich augenblicklich zur Besinnung. Ich riss beide Augen auf, schnappte nach Luft und hob den Kopf.

Das war ein böser Fehler. Wie ein Feuerwerk explodierte der Schmerz direkt hinter Stirn und Augen.

Was war hier los? Warum hatte man mich hier liegen gelassen? Wo war Tante Ethel? War sie verletzt?

Beide Hände an den pochenden Schädel gepresst, richtete ich mich halb auf. Da hörte ich in unmittelbarer Nähe die dunkle Stimme eines Fremden. »Das wurde aber auch Zeit.«

»Wer sind Sie?«, presste ich hervor und schloss erneut vor Schmerz die Augen. »Sind Sie mein Arzt?«

Ein leises, überaus angenehm klingendes Lachen war die Antwort. »Du brauchst keinen Arzt, Olivia. Vertrau mir.«

»Warum sollte ich das tun?«, antwortete ich und legte so viel Selbstbewusstsein, wie ich unter diesen Umständen zusammenkratzen konnte, in den Klang meiner Stimme.

Wie kam der Kerl darauf, dass ich keinen Arzt brauchte? Schließlich fühlte sich meine Schädeldecke so an, als wollte sie sich unerlaubt vom Rest meines Kopfes entfernen! War er ein Verrückter, der mich entführt hatte? Und wenn ja, hatte er eine Aspirin-Tablette?

»Mein Kopf tut so unglaublich weh.«

Kaum hatte ich diese Worte ausgesprochen, als sich eine angenehm kühle Hand in meinen Nacken legte. Ich hielt inne und genoss dieses unerwartet gute Gefühl.

»Besser so?«, fragte der Fremde und ich brauchte einen Augenblick, um festzustellen, dass es tatsächlich besser war. Sehr viel besser sogar. Außerordentlich besser.

Ich wandte mich dem Wunderknaben mit den heilenden Händen und der angenehm männlichen Stimme zu. Ein Aufschrei des Entsetzens entfuhr mir. Neben mir im Gras saß eine Art Mönch, gekleidet in eine Kutte von der Farbe getrockneten Blutes, die Kapuze so tief in die Stirn gezogen, dass ich kein Gesicht erkennen konnte.

»Wer zur Hölle sind Sie? Und wo ist meine Tante?«

»Fort«, sagte die Kapuze neben mir und schien auf einen Punkt irgendwo weit entfernt in der Dunkelheit zu starren.

»Fort? Was soll das heißen, fort? Holt sie Hilfe? Sollen Sie bei mir wachen?«

»Nein.«

»Nein? Was, nein?«

Die Kutte seufzte ungeduldig. »Deine Tante ist fort. Sie kommt nicht wieder. Sie holt keine Hilfe. Du brauchst keine Hilfe.«

»Aber Sie brauchen vielleicht Hilfe, guter Mann. Meine Tante würde mich doch niemals einfach hier liegen lassen und abhauen!«

Entrüstet starrte ich den Fremden an und neigte den Kopf, um einen Blick unter seine Kapuze werfen zu können. Doch er, meine Absicht erahnend, wandte den Kopf von mir ab.

»Hat sie auch nicht.«

»Nein?«

»Sie hat dich begraben.«

Ich schwieg verblüfft. Konnte es sein, dass Tante Ethel mich in der Obhut eines Geisteskranken zurückgelassen hatte? Ich überlegte. Ja, das konnte definitiv sein. Sicher war es das Beste, den Fremden nicht zu reizen.

»Begraben, ja? Tja, dann ist wohl alles in Ordnung. Dann werde ich besser mal nach Hause gehen. Vielen Dank fürs Aufpassen und nichts für ungut. Wir sehen uns bestimmt noch mal. Irgendwann.«

Bei diesen Worten war ich langsam von einer sitzenden in eine stehende Position gewechselt und schickte mich an, zu gehen. Fast erwartete ich, dass der Kuttentknilch mich aufhalten würde, doch nichts geschah. Er blieb einfach im Gras sitzen.

Nach einigen zögerlichen Rückwärtsschritten drehte ich mich um und rannte quer über das Feld dem Wirtschaftsweg entgegen, über den Tante Ethel und ich gekommen waren.

Bodennebel waberte gespenstisch um meine Füße und ein blasser Halbmond beleuchtete die unheimliche Szenerie. Kalte Herbstluft kroch mir unter die klammen Kleider. Immer mehr hatte ich das Gefühl, Tage und Wochen des Herbstes unter dieser Eiche verbracht haben zu müssen. Die letzte Wärme des Spätsommers war genauso verschwunden wie das goldbraune Laub des Eichenbaumes hinter mir.

Bald hatte ich den Weg erreicht und rannte wie gehetzt durch die breiten Spurrillen. Eigentlich war ich immer extrem unsportlich gewesen, doch ich wollte schnellstmöglich fort von diesem Ort und der Kutte. Nur weg.

Nach einigen hundert Metern ging mir die Puste aus. Keuchend blieb ich stehen und sah mich um.

Keine Spur von dem Auto, mit dem Tante Ethel und ich hierhergekommen war. Natürlich nicht. Bestimmt hatte Ethel es mitgenommen. Schließlich wollte sie auf dem schnellsten Weg Hilfe für mich holen!

Etwas langsamer trabte ich weiter.

Wie weit war die Landstraße entfernt? Und wenn ich sie erreichte, würde ich ein Auto anhalten können? Führen hier nachts Autos? Oh bitte, lieber Gott: Lass diese einsame Landstraße ein Geheimtipp für Alkoholsünder am Steuer sein. Ein beliebter Schleichweg. Ich will hier einfach nur weg!

Keine Viertelstunde später hatte ich eine befestigte Straße erreicht, die einsam und verlassen in der Dunkelheit lag. Ratlos sah ich nach links und rechts. Wohin sollte ich mich wenden?

Da hörte ich plötzlich ein Motorengeräusch näher kommen und über eine Anhöhe schoben sich die Scheinwerfer eines Fahrzeugs.

Ich jubelte laut auf: »Ja! Rettung! Hier bin ich!«

Ich sprang auf die Mitte der Fahrbahn und ruderte mit beiden Armen. Doch das Auto hielt unverändert auf mich zu.

»Hallo? Anhalten, bitte! Hallo!«

Mit einem Sprung zur Seite rettete ich mich vor dem Rover in einen Graben. Der Fahrer hatte nicht mal leicht abgebremst.

»So wird das nichts.«

Ich wirbelte herum. Hinter mir hob sich gegen den dunklen Nachthimmel die schwarze Silhouette des unheimlichen Mönchs ab. Stehend war er gut einen Kopf größer als ich und wirkte wie eine Gestalt aus einem alten Gruselroman.

»Ach ja?«, fauchte ich nun eher wütend als ängstlich. »Und wie, bitte, wird es was?«

»Du musst dich konzentrieren. Spann deinen Hintern an und balde die Fäuste. Sonst kann er dich nicht sehen.«

Hatte die Kutte gerade wirklich über meinen Hintern gesprochen?

Egal.

In der Ferne erklang erneut das Motorengeräusch eines Fahrzeugs. Ein Kleinbus erschien auf der Anhöhe.

Ich warf dem merkwürdigen Fremden noch einen zweifelnden Blick zu und hüpfte erneut wie Rumpelstilzchen über den Asphalt.

»Konzentrieren und Muskeln anspannen, Livie!«

Der Wagen kam mit unverminderter Geschwindigkeit näher.

»Muskeln anspannen!«

Er bremste immer noch nicht.

»Livie! Tu, was ich sage!«

Da ballte ich die Fäuste und kniff den Hintern zusammen.

Fast augenblicklich quietschten die Bremsen des Kleinbusses. Jemand schrie. Dann wurde der Rückwärtsgang eingelegt und mein Retter verschwand genau in die Richtung, aus der er gekommen war.

»Du hast ihm Angst gemacht«, tönte die Kutte vom Straßenrand her. »Sehr gut. Das ist ein guter Anfang.«

»Ich verstehe das nicht«, flüsterte ich verwirrt, während ich weiter in die Richtung starrte, in die das Auto verschwunden war. »Wieso ist der Fahrer geflohen? Habe ich mich vielleicht in ein Monster verwandelt oder so was Ähnliches?«

»Eher so was Ähnliches.« Er legte den Kopf schief und schien meinem Blick zu folgen.

Mit weit aufgerissenen Augen starrte ich ihn an. »Aber ich muss zu meiner Tante! Ethel wird vor Sorge um mich sterben!«

Die Kutte seufzte. »Sie hat dich bereits begraben, Livie. Begraben und betrauert.«

»Mein Name ist Olivia. Ich bin eine erwachsene Frau von neunzehn Jahren und ich bin hier«, flüsterte ich trotzig und sah an mir herunter. Bluse, Jeans und Turnschuhe. Alles wie immer. Oder doch nicht?

Ich sah zur Kutte hinüber, die traurig ihre Kapuze schüttelte. »Nein, Livie. Das bist du nicht. Tut mir leid für dich.« Das Mitleid in seiner Stimme hielt sich in Grenzen.

Angst kroch mir den Rücken hinauf. »Ach, und wo bin ich dann, hm?«

»Für deine Tante liegst du unter einem Stein, der deinen Namen trägt. Sie hat dich neben deiner Mutter beisetzen lassen. Es war eine sehr stimmungsvolle Trauerfeier. Aber deine Seele blieb unter der Druideneiche zurück, als dein toter Körper in einem Zinksarg abgeräumt wurde. Du hast ziemlich lange gebraucht, um wieder ein Bewusstsein zu entwickeln. Ich habe darauf gewartet, dass du aufwachst.«

»Mein Körper liegt neben dem meiner Mutter? Bist du sicher?« Meine Angst und meine Verunsicherung wuchsen so sehr, dass ich jegliche Erziehung vergaß und ihn jetzt ebenfalls mit »du« ansprach.

»Er ist nicht mehr wichtig. Diese Form deines Daseins hat geendet. Es ist vorbei.«

»Was ist vorbei?«

Doch ein Teil von mir wollte die Antwort auf diese Frage gar nicht hören.

»Dein Leben als Mensch. Das Leben als ungläubige Nichte, das Leben als ledige Büroangestellte ohne Perspektive. All das liegt hinter dir.«

Einen Moment lang war ich sprachlos. Und dann wurde ich wirklich wütend auf diesen unverschämten Kuttenträger, der meinte, mehr über mich zu wissen als ich selbst.

Demonstrativ stemmte ich die Hände in die Hüften. »Jetzt hör mir mal gut zu, du gruseliger Monstermönch! Ich weiß nicht, wer du bist und wie du dazu kommst, mich einfach ungefragt beim Vornamen zu nennen, aber ich weiß ganz genau, dass ich dir nicht ein Wort glaube!«

Wieder nahte ein Auto.

In meiner immer größer werdenden ohnmächtigen Wut schleuderte ich dem Fremden entgegen: »Ich bin also tot, ja?«

»Ja.« Er nickte mit Nachdruck.

»Mausetot?«

»Wenn du so willst.«

»Na, dann kann ich ja einfach hier auf der Straße stehen bleiben, wenn das Auto kommt! Ich bin ja schon tot!«

»Genau.«

»Und der Wagen wird nicht halten, nein? Wird er durch mich hindurchfahren, oder was?«

»Wenn du es so haben willst.«

Das Auto kam näher. Wieder erschienen die Lichtkegel zweier Scheinwerfer über dem Hügel.

Halb rasend vor Hilflosigkeit und Zorn, baute ich mich breitbeinig auf der Fahrbahn auf.

»Na, das wollen wir doch erst mal sehen«, stieß ich grimmig hervor und starrte in die herannahenden Scheinwerfer.

Gleich würde der Fahrer hupen.

Ich warf einen schnellen Blick auf die Kutte, die unbewegt am Straßenrand stand. Nein, der Kerl würde keinen Finger rühren, um

mich von der Fahrbahn zu schubsen. Ich musste darauf vertrauen, dass der Fahrer kein volltrunkener Idiot war.

Wenn er es nicht war, dann musste er jetzt bremsen.

Jetzt.

Bremsen.

Oder zumindest ausweichen.

Ausweichen. Ausweichen!

Aus...

Mit einem leisen »Plopp« schob sich die Motorhaube in meinen Bauchnabel und kam auf der anderen Seite knapp über meinem Hintern wieder heraus. Ein leichtes Ziehen verriet mir, dass der Sportwagen durch mich hindurchgerast war und seinen Weg ungerührt über die Landstraße fortsetzte.

Ich blickte den roten Rücklichtern nach, bis sie nicht mehr zu sehen waren. Ein Gefühl der Taubheit machte sich in mir breit. Dann setzte ich mich einfach dort, wo ich gerade stand, auf die Straße und begann zu weinen.

Ich weinte ziemlich lange. Ich weinte um mich. Um Tante Ethel und um meine wenigen Freunde. Ich weinte um meine Zweizimmerwohnung in Kensington und um meinen neuen Wintermantel, den ich nun nie würde tragen können.

Ich weinte so lange, dass meine Kopfschmerzen wieder aufzogen.

Erst als mir jemand sanft auf die Schulter klopfte, hob ich den Kopf.

Vor mir kniete der Kuttenkerl.

»Wir sollten reden«, sagte er und hielt mir eine blasse Männerhand hin, um mir beim Aufstehen zu helfen. Misstrauisch fixierte

ich die schlanken Finger, die sich mir entgegenstreckten. Noch immer konnte ich unter der Kapuze nicht einmal die Spitze seiner Nase erkennen, doch wenn sein Gesicht seiner Stimme in nichts nachstand, musste er ausgesprochen attraktiv sein. Aber welcher attraktive Mann würde ein hübsches Gesicht unter einer überdimensionalen Wolltüte verbergen?

»Bist du der Tod?«

Er lachte sein melodisches Lachen. »Manchmal ja und manchmal nein. Das kommt ganz drauf an.«

»Worauf kommt es an?«

»Einzig und allein auf dich.« Er neigte den Kopf ein wenig zur Seite. »Darauf, wie gut du deinen Job machst, zum Beispiel.«

»Meinen Job?«

»Ja, Banshee. Deinen Job.«

Ratlos ruhte mein Blick auf der Kapuze. Wer oder was war eine Banshee?

Kapitel 2

Die Kutte und ich kehrten schweigend zur großen Eiche in der Mitte des Ackers zurück, wo ich erwacht war. Obwohl ich mir nicht ganz sicher war, ob man aus dem Tod überhaupt erwachen konnte. Möglicherweise sollte ich nicht vom Ort meines Erwachens, sondern vom Ort meiner Wandlung sprechen.

Ich seufzte. Alles war mir plötzlich fremd geworden. Die Welt um mich herum, die Worte, ja sogar ich selbst kam mir fremd vor. Wer war denn der fremde Mann unter der Kutte neben mir und wie würde es jetzt weitergehen?

Mir war so elend bei alledem, ich hätte schon wieder losheulen können.

Da schob sich eine blasse Männerhand aus dem Ärmel des rotbraunen Mönchsgewandes und ergriff meine. Sacht strich sein Daumen über meinen Handrücken und ich spürte, wie ich innerlich ganz ruhig wurde.

Misstrauisch geworden, zog ich meine Hand zurück. »Wie machst du das?«

»Was meinst du?«

»Du manipulierst mich, indem du mich berührst! Findest du das fair?«

»Fair? Es ist hilfreich, das ist alles.«

Enttäuschend. Für einen kurzen Moment hatte ich seine Berührung als zärtliche und verstehende Geste interpretiert. Stattdessen wurde hier unerlaubt auf meine Gefühlswelt zugegriffen. Unverschämtheit!

Auf der anderen Seite: Wer möchte schon von jemandem angeflirtet werden, dessen Gesicht er nicht kennt?

Ich versuchte, mich auf das Wesentliche zu konzentrieren. Seine Berührung war angenehm gewesen, warum also nicht einfach nehmen, was ich kriegen konnte? Also hielt ich ihm meine Hand wieder hin. Was machte es schon, wenn ich manipuliert wurde? So mancher Mensch wurde es jeden Tag und genoss es auch noch.

Als wir die knorrige Eiche erreichten, sank ich ins feuchte Gras. All die neuen Eindrücke hatten eine Menge Kraft gekostet, und davon besaß ich auch jetzt nicht mehr als vor meinem Tod. Die Kutte ließ ihren großen und vermutlich ausgesprochen männlichen Körper neben mir ins Gras sinken und schwieg.

Nach und nach schwand das Dunkel der Nacht und machte dem unfreundlichen Grau eines frühen Tages Platz. Wie würde mein Dasein nun aussehen? Durfte ich mich noch von meinen Freunden und Tante Ethel verabschieden? Ach nein, für die war ich ja tot und bereits begraben. Was für ein Elend.

Erneut spürte ich Tränen in meinen Augen aufsteigen.

»Und was nun, Kutte?«, fragte ich schniefend. »Muss ich jetzt in meinen Sarg abdampfen, damit ich nicht zu Staub zerfalle?«

»Was nicht da ist, kann auch nicht zu Staub zerfallen.« Er wandte mir seinen Kopf zu. »Übrigens heiÙe ich nicht Kutte.«

»Sondern?«

»Nenn mich Walt. Das ist in Ordnung.«

Ich nickte. »Walt. Das klingt weder besonders teuflisch noch übernatürlich.« Und überhaupt nicht sexy, ergänzte ich in Gedanken.

Er zuckte mit den Schultern. »Livie ist auch nicht gerade der Brüller.«

»Ich heiÙe *Olivia*«, sagte ich, verschränkte die Arme vor der Brust und funkelte ihn an. »Und ich fände es nett, wenn mich wenigstens in diesem Leben jemand genau so nennen würde.«

Walt reagierte nicht, doch ich spürte fast körperlich das spöttische Zucken seiner Mundwinkel.

Ich konnte es nicht leiden, nicht ernst genommen zu werden.

»Also, Walt, was wird nun aus mir? Gibt's hier in der Nähe vielleicht so eine Art Untotenwohngemeinschaft? Und was zum Henker ist jetzt eigentlich mein Job?«, fragte ich mit frostigem Unterton in der Stimme.

Walt schien mir allerdings auch weiterhin leicht amüsiert, als er antwortete: »Endlich. Ich dachte schon, du fragst nie.«

»Also?« Ich machte eine ungeduldige Handbewegung.

»Also, *Olivia*, du bist eine Banshee und ich bin dein persönlicher Schicksalsbote. Wir zwei werden von jetzt an zusammenarbeiten. Das macht uns nicht automatisch zu Freunden, aber zu einem Team, und als solches sollten wir uns vertragen. Wie wäre es also, wenn du deine verbalen Klauen einfährst und wir erst mal einen

Waffenstillstand vereinbaren?« Seine Stimme klang etwas frostiger als zuvor.

Ich schluckte und fühlte mich aufs Unangenehmste durchschaut. Für meine nächste Frage wählte ich einen versöhnlicheren Tonfall.

»Und was genau ist nun eine Banshee, und was tut sie?«

Schließlich hatte ich mich in den letzten Jahren nur vom Schreibtisch aus mit Futtermitteln beschäftigt und irgendwie fürchtete ich, dass mein neues Leben rein gar nichts mit Büroarbeit zu tun haben würde. Hätte ich nur Tante Ethel öfter konzentriert zugehört, dann hätte ich vielleicht das eine oder andere Wissenswerte über Banshees erfahren.

»Ah, noch eine gute Frage.« Walt nickte. »Ich sehe schon, unser Gespräch kommt langsam in Gang.«

»Würde es dir viel ausmachen, meine guten Fragen auch zu beantworten?«

Ich konnte es zwar nicht sehen, aber ich war mir sicher, dass der Mann namens Walt unter seiner Kapuze grinste.

»Banshees beklagen die Toten«, begann er. »Sie weinen und klagen, um Aufmerksamkeit zu erlangen. Manchmal stehen sie aber auch nur stumm als Mahnung am Wegesrand.«

Mein Gesicht musste wie ein einziges Fragezeichen aussehen.

»Ich bin so eine Art Klageweib? Eine bezahlte Jammerliese? Ein gebuchter Trauerkloß?«

Was für Aussichten! Niemand, der bei Verstand war, konnte mir allen Ernstes eine solche Aufgabe übertragen!

»Da wären noch ein paar interessante Details.« Walt hob seinen Zeigefinger mahnend in die Höhe.

»Na hoffentlich«, erwiderte ich ungeduldig.

»Erstens«, der Zeigefinger zuckte kurz in meine Richtung, »wirst du für deine Dienste nicht bezahlt, und zweitens leben die Toten, die du beweinst, noch.«

Ich war mir nicht sicher, ihn richtig verstanden zu haben.

»Äh ... Das bedeutet, ich bin so eine Art Frühwarnsystem?«

»Exakt.« Seine Stimme drückte Wohlwollen aus. Er hielt mich nicht mehr für völlig begriffsstutzig.

»Ich könnte also Unfällen vorbeugen?« Das klang in meinen Ohren schon eher nach einer sinnvollen Beschäftigung.

»Indirekt.« Walt ließ seinen Zeigefinger sinken. »Da gibt es ein paar Regeln, an die du dich halten musst.«

»Was für Regeln?« Ich hoffte inständig, es waren nicht zu viele. Spiele mit komplizierten Regeln verstaubten bei mir zu Hause unbenutzt im Regal.

Und schon war sein Zeigefinger wieder da, kam auf mich zu und stoppte kurz vor meiner Nasenspitze. »Du darfst unsichtbar heulen und klagen oder sichtbar schweigen. Entweder oder.«

»Okay.«

Zum ausgestreckten Zeigefinger gesellte sich ein Daumen. »Du kannst keinem menschlichen Wesen mit Worten sagen, in welcher Form die tödliche Gefahr auf deine Schützlinge lauert. Mit keinem Wort.«

»O...kay.«

Auftritt: Mittelfinger. »Du darfst dich niemals an die gefährdete Person direkt wenden, sondern immer nur an die nächsten Verwandten.«

»Ok... Moment mall!« Ich schob seine Hand beiseite. »Wozu soll das denn gut sein? Ich gehe doch auch nicht zum Schuster, um Brötchen zu kaufen.«

»So sind die Regeln.« Sein Tonfall duldeten keinen Widerspruch, aber ich versuchte es trotzdem.

»Hat es Sinn, zu sagen, dass diese Regeln albern und dumm sind?« Ich sah ihn auffordernd an, erhielt aber keine Antwort. Also fuhr ich fort: »Was passiert, wenn ich einfach doch mal Klartext rede?«

Er schnaubte leise. »Sinnlos. Sie würden kein Wort verstehen. Alles, was aus deinem Mund zu ihnen durchdringt, klingt nach Heulen und Jaulen.«

»Also kann ich diese Regeln gar nicht brechen?« Meine Augen wurden groß.

»So ist das.«

»Toll, ich komme mir vor wie ein kaputter Fernseher.« Kopfschüttelnd verdrehte ich die Augen gen Himmel. »Entweder Bild ohne Ton oder Ton ohne Bild. Tja, nur dass keiner versteht, was ich ihm sagen will. Das war früher irgendwie auch schon so. Und was geschieht, wenn ich versage? Wird mir dann der Nachtschrank gestrichen oder werde ich gefeuert?«

»Weder noch. Strafversetzt trifft es eher. Und für gewöhnlich stellt so eine Versetzung keine Verbesserung dar.«

Ich versuchte, mir auszumalen, was das Wort Strafversetzung alles beinhalten konnte, und verzog das Gesicht.

»Ich merke, du hast es verstanden«, sagte die Kutte mit einem amüsierten Unterton in der Stimme.

Ich seufzte. »Und wieso ich? Wieso bin ich nicht einfach tot?«

Die Kutte – Walt – stand auf und ging zu dem Stamm der alten Eiche. »Dieser Baum ist fast einhundertfünfzig Jahre alt.« Fast schon liebevoll glitten seine Hände über die Rinde. »Sie ist ein Spross der Eiche, die vor ihr hier an dieser Stelle stand. Und auch davor stand hier eine Eiche. Sie stand hier schon zur Zeit der Druiden, der mächtigen Magier unserer Geschichte. Damals war die ganze Gegend hier noch dicht bewaldet.« Er wandte sich mir wieder zu. »Kannst du dir das vorstellen? Wer an einem solchen Ort stirbt, der fällt nicht einfach tot um und das war's dann. Die Magie ist jetzt ein Teil von dir. Und du bist Teil dieser Magie.«

Also hatte der Besoffene aus dem Londoner Pub Ethel tatsächlich die Wahrheit erzählt. Nicht zu fassen.

»Und was bedeutet das jetzt für mich?«

»Alles, Livie.« Walt breitete die Arme aus, um seinen Worten Nachdruck zu verleihen, was seine theatralische Wirkung nicht verfehlte. »Denn der Druiden, der an dieser Stelle vor über tausend Jahren Misteln von einer Eiche schnitt, heiratete in die Familie Harrowmore ein. Seitdem steht das Geschlecht der Harrowmores unter dem Schutz uralter Magie. Die Harrowmores haben deswegen eine persönliche Banshee, die Todesfälle ihrer Familie ankündigt. Seit heute bist du diese Banshee, Livie.«

Ich sah ihn mit großen Augen an und wartete auf mehr Informationen. Doch Walt schien der Meinung zu sein, mich ausreichend aufgeklärt zu haben.

»Aber warum? Hat die letzte den Job geschmissen?«

»Sie durfte ihn schmeißen, weil du ihn ja jetzt machst. Und sie hat sich wirklich darüber gefreut. Sie darf jetzt für eine ältere Dame an der Südküste weiterheulen. Tolles Klima dort. Du bekommst an ihrer Stelle die Harrowmores.«

»Man kann befördert werden? Banshee ist ein Job mit Aufstiegschancen? Na das macht Mut.« Ich unterstrich die Ironie mithilfe eines Augenrollens.

Walt schien mein Mangel an Ehrfurcht zu missfallen. Er schüttelte den Kopf. »Diese Beförderung, wie du es nennst, kann ziemlich lange ausbleiben. Sie erfolgt nur, wenn jemand nachrückt. Fast zweihundert Jahre lang ist niemand mehr an diesem Ort gestorben, der auf magische Weise mit dem Geschlecht der Harrowmores verbunden ist. Und dann kamst du. Und stellst dich bei Gewitter unter eine Eiche. Wo doch jeder Dummkopf weiß, dass man Eichen bei Gewitter meiden soll.«

»Genau das habe ich auch zu Tante Ethel gesagt«, stimmte ich ihm zu. »Ich habe gesagt, Eichen sollst du weichen, Buchen sollst du ... Warum eigentlich?«

Walts Stimme hatte einen leiernden Tonfall angenommen, als er antwortete: »Weil Buchen in Gruppen zusammenstehen. Eichen stehen häufig ganz allein auf Feldern. So wie diese hier.« Er deutete mit dem Daumen über die Schulter zum Baum. »Das einzige geeignete Einschlagsziel für einen Blitz weit und breit. Er brauchte nur noch vom Baum auf dich überzuspringen. Das war nahezu eine Einladung.«

»Aber warum hat es denn nicht Tante Ethel erwischt? Die hätte sich ein Loch in den Bauch gefreut, als Banshee aufzuwachen!«

»Schicksal«, lautete die knappe Erklärung.

»Na vielen Dank auch.«

Ich schwieg eine Weile trotzig vor mich hin und bohrte mit den Fingern in der weichen Erde. Dann wandte ich mich meinem neuen Freund zu. »Und was für eine Rolle spielst du jetzt in dieser Geschichte?«

»Ich kenne das Schicksal der Harrowmores. Ich werde es dich wissen lassen, wann es für dich Zeit wird, aktiv zu werden.«

Voller Ehrfurcht sah ich zu ihm auf. »Dann bist du so eine Art Gott?«

Die Kutte erbebt vor unterdrücktem Gelächter. »Ich bin nur ein Bote. Genau wie du.«

Ich dachte eine Weile über alles nach, was er mir erzählt hatte. Dann fragte ich: »Gibt es viele Harrowmores?«

»Es ist überschaubar.« Wieder eine eher knappe Antwort.

»Dann ist das wohl ein ziemlich ruhiger Job, hm?«, hakte ich nach.

Die Kutte hüstelte und wechselte das Thema. »Wie sieht es aus, Livie? Wollen wir noch lange hier unter der Eiche rumhocken oder bist du bereit für dein neues Zuhause?«

»Kann ich nicht einfach zurück in meine Wohnung und du meldest dich dann bei mir, wenn es was zu tun gibt?«

»Du bist tot«, erinnerte Walt mich.

»Ich könnte ja ein bisschen in meiner leeren Wohnung spuken«, schlug ich vor und intonierte ein paar Variationen des Wortes »Buh«.

»Vergiss es, Livie. Das ist nun wirklich der mieseste Job, den man haben kann.«

»Oh. Okay.«

Spukgespenster rangierten also unter Banshees, oder wie hatte ich diese Bemerkung zu verstehen? Mir schien, ich hatte noch viel zu lernen.

»Gib mir die Hand, damit wir von hier wegkönnen.« Walt hielt mir auffordernd die seine hin.

»Wir gehen wohl nicht zu deinem Auto?« Die Skepsis in meiner Stimme war unüberhörbar.

»Wohl nicht.«

Zögernd reichte ich ihm meine Hand, die von seinen schlanken weißen Fingern sofort kräftig umfasst wurde.

Und dann verschwand die Welt.

»Wo sind wir hier?« Es war eine einfache Frage, die ich meiner Kuttenbegleitung stellte, und ich bekam eine einfache Antwort.

»In einem Wald.«

»Das sehe ich. Aber wo ist der Wald so plötzlich hergekommen?«

Fasziniert betrachtete ich die Baumkronen über mir und drehte mich dabei langsam um die eigene Achse.

Walt seufzte tief. »Der Wald war schon immer hier. *Wir* sind es, die plötzlich hierhergekommen sind. Kleiner Trick von mir. Gut, was?«

»Beeindruckend. Und hier soll ich jetzt wohnen? Da hätte ich ja auch unter der Eiche sitzen bleiben können.«

Ich konnte die Enttäuschung, die sich in mir breitmachte, nicht verbergen. Schon als Kind hatte ich Campingausflüge gehasst, und das hier sollte jetzt mein Alltag sein?

Walt ersparte sich jeden weiteren Kommentar und bedeutete mir, ihm zu folgen. Ich trottete ihm nach, stolperte über Baumwurzeln, wick Zweigen aus und blieb in Brombeerranken hängen.

»Sag mal, Walt, warum muss ich denn hier mit der Natur kämpfen, hm?«, fragte ich und riss mein Hosenbein von ein paar besonders hartnäckigen Dornen los. »Müssten die Äste und Wurzeln nicht auch einfach durch mich hindurchgehen, so wie die Autos vorhin?«

»Du musst noch viel lernen, Livie.« Walt wich elegant einem kleinen Baumstumpf aus und ich fiel weit weniger elegant über selbigen.

»Also?«, fragte ich und rappelte mich wieder auf.

»Nicht *du* gehst durch die Dinge, sondern die Dinge gehen durch dich. Du bist eine Banshee. Nur die Natur akzeptiert deinen Zauber. Sie lässt sich von dir berühren und sie berührt dich.«

»Dann würde ein Flugzeug, das vom Himmel fällt, mir nichts anhaben können, aber ein Baum, der mir auf den Kopf fällt ...«

»... tut verdammt weh.«

»Faszinierend. Ich glaube, das habe ich verstanden.« Ich rieb mir verstohlen die Dreckpuren meines Sturzes von den Handflächen.

»Das glaube ich nicht. Aber das wirst du noch.«

Das klang unheilvoll. Ich war mir nicht sicher, ob sich in diesen Worten eine Drohung versteckt hielt, doch es schien eher Mitleid zu sein, was darin mitschwang. Ein ungutes Gefühl beschlich mich.

Was genau mochte es bedeuten, als Banshee durch die Zeit zu wandeln?

»Sag mal, Walt, kann ich als Banshee eigentlich sterben?«

Er blieb stehen und drehte sich zu mir um. Seine Stimme triefte vor Ironie, als er antwortete: »Schon wieder? Sei ein bisschen geduldiger mit dem Schicksal. Es kann sich schließlich nicht alles nur um dich drehen.« Er wandte sich ab und setzte seinen Weg fort.

Ich fühlte mich mal wieder nicht ernst genommen und zog es vor, ihm ab jetzt schweigend zu folgen.

Nach einer Weile erreichten wir eine schmale Teerstraße, die quer durch den Wald lief. Walt wandte sich nach links und ich hastete ihm nach. Nach einer Wegbiegung blieb er so unvermutet stehen, dass ich ungebremst in ihn hineinlief.

»'tschuldigung.«

»Sieh nach vorn.«

»Nächstes Mal, versprochen.«

»Jetzt, Livie. Sieh jetzt nach vorn.«

Ich trat aus Walts Windschatten, riss die Augen auf und erstarrte.

»Willkommen zu Hause, Olivia Eleanor Emerson.«

»Du machst Witze.«

»Ich habe noch nie einen Witz gemacht.«

Wir blickten von einer Anhöhe hinab in eine grüne Senke. Die Teerstraße, auf der wir standen, wand sich über viele hundert Meter durch Wiesen und Gärten, passierte ein steinernes Tor und endete an einem Kiesplatz vor einem Gebäude. Und was für ein Gebäude das war. Zahllose Zinnen und Türmchen ragten in den grauen Morgenhimmel des erwachenden Tages. Gebäudetrakt

schmiegte sich an Gebäudetrakt, Baustile unterschiedlicher Epochen wetteiferten miteinander um ihre Vorherrschaft und unzählige Fensterscheiben glänzten im ersten Tageslicht.

»Willkommen auf Harrowmore Castle.«

»Oh mein Gott«, fiapte ich und griff mir an die Brust. »Ich glaube, ich habe mich soeben verliebt.«

»Hoffentlich sagst du das auch noch, wenn im Winter die Kälte durch die Ritzen kriecht und dir zum ersten Mal der Deckenputz in den Kaffee rieselt.«

»Sind die Harrowmores denn zu arm, um ihr Schloss in Ordnung zu halten?«

»Jeder, der ein Gebäude dieser Größenordnung unterhalten muss, ist arm.«

Ja, das war in Anbetracht der Größe von Harrowmore Castle durchaus nachvollziehbar. Allein eine Dachreparatur dieses Gemäuers hätte locker mein bisheriges Jahresgehalt verschlungen.

Prüfend ließ ich meinen Blick über die Ländereien schweifen. »Gibt es denn hier in der Nähe keine Ortschaft oder wenigstens ein paar Nachbarn?«, fragte ich.

An der Art, wie seine Kapuze sich aufrichtete, konnte ich allmählich erkennen, wenn Walt den Kopf hob, um zu einer längeren Erklärung anzusetzen. Und da kam sie auch schon: »Schloss Harrowmore liegt einsam auf den Ländereien, die zum größten Teil der Familie gehören. Das nächste Dorf ist ein paar Meilen von hier entfernt. Die Harrowmores sind häufig für sich und empfangen auch nur selten Besuch.«

»Ich bin mir nicht sicher, ob diese Einöde das Richtige für mich ist. Ich möchte mich ungern zu Tode langweilen«, gab ich zu bedenken.

Die letzte Bemerkung hatte witzig sein sollen, doch Walt erwiderte: »Dir wird nicht langweilig, das garantiere ich dir.«

Aus seinem Mund hatte der letzte Satz wie eine Drohung geklungen und ich wollte gerade um eine Erklärung bitten, als das vertraute Geräusch eines Motors die morgendliche Ruhe unterbrach.

Walt reagierte hektisch. »Runter von der Straße. Sofort!«

»Was zum ...?«

Weiter kam ich nicht. Walt versetzte mir einen kräftigen Stoß in den Rücken, der mich von der Straße beförderte, und sprang selbst hinterher.

Ein Geländewagen brauste über die Teerstraße dem Schloss entgegen, schaffte es mit viel Glück, nicht am steinernen Torbogen zu zerschellen, und kam schlingern vor Harrowmore Castle zum Stehen.

»Ich weiß ja nicht, wie es dir geht, aber ich habe keinen Spaß daran, wenn sie durch mich hindurchrasen«, grummelte Walt und klopfte sich ein paar Staubkörner von der Kutte.

»Wer zum Henker war das?«, keuchte ich und beobachtete den Geländewagen.

»Einer der Gründe, warum es dir hier bestimmt nicht langweilig wird. Deborah Harrowmore. Und ja, sie fährt immer so.«

Aus dem Geländewagen schälte sich eine hagere Gestalt im beigeen Kostümchen mit seidenem Kopftuch und Designersonnenbril-

le. Wenige Augenblicke später stieg auf der Beifahrerseite noch einmal die gleiche Frau aus. So sah es zumindest aus.

»Und wer ist das? Ihr Klon?«

»Das ist ihre Tochter Jennifer. Sie ist das Einzige, was ihr von der Ehe mit einem irischen Hallodri geblieben ist. Deborah hat als Schwester des aktuellen Lords of Harrowmore Wohnrecht auf dem Familiensitz. Sie und Jennifer residieren im Ostflügel. Jennifer weilt jedoch die meiste Zeit an der Universität.«

»Was studiert sie denn?«

»Japanologie.«

»Interessant. Was wird man denn damit?«

»Tochter.«

»Wahnsinnskarriere.« Ich lachte und auch Walt neben mir konnte sich ein melodisches Lachen nicht verkneifen.

Tatsächlich gefielen mir seine Stimme und sein Humor immer besser. Und immer größer wurde meine Neugier auf das, was sich unter der Kutte verbarg.

Die beiden Frauen standen noch immer vor dem Geländewagen und diskutierten über etwas, was ich auf diese Entfernung nicht verstehen konnte.

Da ergriff Walt plötzlich mein Handgelenk und sagte: »Das wird jetzt sehr informativ für dich. Wir gehen mal ein bisschen näher ran.«

Und da schien es, als würden wir in einem unvorstellbaren Tempo durch einen flackernden Tunnel gezogen. Sekunden später standen wir direkt neben den debattierenden Frauen.

Rasch befühlte ich den Sitz meiner Haare, doch es war alles wie zuvor. »Wow. Das war ein recht beeindruckender Trick. Jetzt erklär mir mal, warum wir uns durch den Wald kämpfen mussten, wenn du solche Spezialeffekte beherrschst?«

»Wegen der Aussicht natürlich. Du musst zugeben, dass Harrowmore vom Hügel aus einen unvergleichlichen Anblick bietet«, sagte Walt in liebenswürdigem Tonfall.

Ich ersparte mir einen Kommentar, schließlich hatte er da eindeutig recht, und versuchte, dem Mutter-Tochter-Dialog zu folgen.

»Und ich versichere dir noch mal, Jennifer, das Dings erfüllt alle nötigen Sicherheitsstandards. So etwas würde doch sonst gar nicht verkauft werden.« Gereizt verzog die Ältere der beiden ihr Gesicht.

Die Jüngere schien davon nicht im mindesten beeindruckt zu sein. Aufgeregt vertrat sie ihren Standpunkt. »Mutter! Es gibt kein sicheres Schlauchboot für ein Kind im Vorschulalter! Die Hersteller reden sich immer mit dem Kleingedruckten raus. Aufsichtspflicht und so.«

»Papperlapapp. Du wirst sehen, der kleine Jonathan wird sein Geburtstagsgeschenk lieben.«

»Oh ja, das wird er«, ließ sich nun Walt vernehmen. »Ihr kleiner Großneffe Jonathan ist der jüngste Enkel des Lords und gerade fünf Jahre alt geworden. Er wird dieses nagelneue Schlauchboot auf dem Twinklebach testen. Der fließt nur wenige Meter von hier entfernt durch ein Waldgrundstück. Und sein Wasser ist kalt, Livie. Livie! Hörst du mir zu?«

»Ist ja verrückt! Die beiden können uns wirklich weder hören noch sehen! Genial!« Ich strahlte über das ganze Gesicht. Mein neues Dasein hielt erstaunliche Überraschungen für mich bereit.

»Livie, hier lauert dein erster Job auf dich, bleib also bei der Sache!«, ermahnte Walt mich.

»Wieso denn? Schlauchboote gehören nun mal ins Wasser«, antwortete ich und machte eine wegwerfende Handbewegung.

»Aber ganz gewiss nicht, wenn der fünfjährige Besitzer nicht schwimmen kann.«

»Das Kind kann nicht schwimmen?« Mit einem Mal hatte Walt meine ganze Aufmerksamkeit zurückerobert. »Oh, das ist schlecht.«

»Sehr. Du musst das im Auge behalten. Klein-Jonathan wird sein Geburtstagsgeschenk noch heute Nachmittag einer Belastungsprobe unterziehen.« Walts Stimme klang so eindringlich, dass mir der Ernst der Lage langsam dämmerte.

»Soll ich ihn rausfischen?«, schlug ich vor.

Walt schien von dieser Idee wenig angetan. Er sank leicht in sich zusammen und klang genervt, als er antwortete: »Du bist seine Banshee und keine Rettungsschwimmerin.«

»Was dann?«

»Benutze gefälligst deinen Kopf, Livie. Dafür hast du ihn schließlich.«

Ich schloss für einen Moment die Augen, massierte meine Schläfen und benutzte meinen Kopf, wie er es vorgeschlagen hatte. Doch mir wollte nicht einfallen, auf welche Weise ich den Jungen vor einem frühen Tod durch Ertrinken bewahren konnte.

»Kannst du mir nicht einen kleinen Tipp geben? Walt? Walt!«

Fassungslos stellte ich fest, dass ich mutterseelenallein vor der großen Freitreppe von Harrowmore Castle stand. Die beiden Ladys hatten den Vorplatz verlassen und waren ins Schloss gegangen, und Walt ... war einfach weg. Ich hatte ihn nicht gehen und auch nicht verschwinden sehen. Er war schlicht und einfach weg.

»Na bravo. Vielen Dank, oh, du mein Lehrmeister! Vielen Dank für gar nichts!«, fauchte ich, doch meine Worte verhallten ungehört.

Wenn Walt das nächste Mal erschien – und ich hoffte inständig, es gab recht bald ein nächstes Mal –, musste er mir verraten, wie er das mit dem Verschwinden bewerkstelligte. Jetzt jedoch sah es ganz so aus, als wäre ich auf mich allein gestellt.

Ratlos drehte ich mich zweimal um die eigene Achse. Wohin sollte ich nun gehen? Zum Fluss? Wo war der? In einem Wald, hatte Walt gesagt. Na fantastisch. Das Beste würde sein, sich dem kleinen Racker an die Fersen zu heften, wenn er zu seinem lebensgefährlichen Ausflug aufbrach. Und das wiederum ließ nur den einen Schluss zu: Ich musste den beiden Grazien ins Schloss folgen. Das Schloss, das von nun an mein Zuhause sein würde: Harrowmore Castle.

Andächtig durchschritt ich die offene Eingangstür. Zunächst glaubte ich mich allein in der düsteren Eingangshalle, deren Wände von dunklen Vertäfelungen und alten Teppichen beherrscht wurden. Eine alte Holztreppe führte zu einer Galerie hinauf, deren schmale Fenster die einzige Lichtquelle des Raumes waren. Neugierig betrachtete ich das spärliche Mobiliar aus Großvaters Zeiten,

als ich ein leises Seufzen hörte. Da entdeckte ich nahe der Treppe eine Gestalt, die mir den Rücken zugekehrt hatte und bewegungslos vor einer Art Regal verharrte.

»Oh, äh, Entschuldigung. Ich habe Sie gar nicht bemerkt.«

Keine Reaktion. Natürlich nicht. Ich war es noch nicht gewohnt, nicht mehr da zu sein.

Also ging ich einfach zu der Gestalt hinüber, neugierig, was es dort so Spannendes zu sehen gab.

Schon nach wenigen Schritten sah ich, dass es sich um eine junge Frau handelte, die etwa in meinem Alter zu sein schien. Vielleicht zwei oder drei Jahre älter. Im Gegensatz zu mir war sie aber furchtbar dünn. Ihre Füße steckten in Wildlederstiefeln, die Jeans hatten eine altmodische Karottenform und die schlichte weiße Bluse wurde in der Mitte von einem breiten Ledergürtel geschmückt. Aber das Auffälligste an der Erscheinung war zweifellos ihr volles rotes Haar, das ihr, zu einem Pferdeschwanz gebunden, bis auf den Hintern herabfiel.

Inzwischen war ich der Fremden so nah, dass ich ihr über die Schulter blicken konnte. Ich erstarrte, als ich erkannte, was sie dort tat. Sie flirtete mit William Shakespeare!

Andächtig strich sie ihm über die spärliche Stirnlocke, massierte seine Ohrläppchen und flüsterte Worte, die ich nicht verstehen konnte. Es war natürlich nicht wirklich Shakespeare, der diese zärtliche Behandlung über sich ergehen lassen musste. Es war nur sein steinernes Konterfei, das auf einem hölzernen Podest stand. Aber es war eindeutig Shakespeare.

Ich konnte es nicht glauben. Wurde hier die englische Literatur verehrt oder ein seltsames Ritual begangen?

Die rothaarige Frau lachte leise und fuhr mit der Kuppe ihres Zeigefingers die steinernen Lippenkonturen nach. War sie lediglich verzweifelt einsam oder hoffnungslos verrückt?

Da tönte plötzlich die schrille Stimme von Deborah Harrowmore durch die Halle: »Millie! Hör sofort auf, diese Büste abzuknutschen, und komm zum Frühstück! Dein kleiner Neffe hat Geburtstag und möchte die Kerzen ausblasen! Also wirklich, man könnte meinen, ich hätte eine Verrückte zur Nichte!«

Ich nickte, froh, dass niemand sah, wie ich einen heißen Flirt mit einer steinernen Büste beobachtete, und schloss mich der davoneilenden Millie an, die leise vor sich hin fluchte: »Millicent. Mein Name ist Millicent, geliebte Tante! Wann siehst du das endlich ein?«

Millicents Absätze knallten über den Steinboden der Eingangshalle und ihre roten Locken zuckten wie kleine Flämmchen rund um ihr blasses Gesicht. Sie war nicht schön, aber auf eine ungewöhnliche Weise attraktiv, und allein das fand ich schon beneidenswert.

Ihr Haar war zweifellos eine Art Gottesgeschenk. Es lenkte von ihrer flachbrüstigen Erscheinung und den aristokratischen Gesichtszügen ab. Tatsächlich vereinten sich in ihrem Gesicht alle dominanten Merkmale verschiedener Adelsgeschlechter zu einer denkbar ungünstigen Mischung. Die Habsburger Hakennase war kombiniert mit einer fleischigen Wittelsbacher Lippe, gekrönt von altenglischen, royalistischen Ohren. Nur die auffallend großen

Augen konnte ich keinem mir bekannten Gemälde großer Adliger zuordnen. Sie schienen fast aus den Höhlen hüpfen zu wollen.

Trotz alledem war das Gesamtbild nicht als abstoßend oder hässlich zu bezeichnen. Millicent Harrowmore war eine ungewöhnliche Erscheinung, nicht mehr und nicht weniger.

Ich seufzte und starrte neidisch auf die rote Pracht. Wie gern hätte ich meinem Haar auch mal ein bisschen Schwung verpasst, aber es blieb leider dünn und strähnig, egal wie viel Volumen aus der Tube ich mir auch auf den Kopf knallte. Und zu einem modischen Haarschnitt hatte mir seit dem Betty-Boop-Kompliment der Mut gefehlt.

Millie verließ gerade die große Halle durch eine Seitentür und ich folgte ihr in ein helles und freundliches Esszimmer. Am Tisch, auf dem eine gewaltige Geburtstagstorte mit fünf brennenden Kerzen stand, saßen einige Mitglieder der Familie Harrowmore. Für diese Menschen war ich also in Zukunft verantwortlich.

Deborah und ihre Tochter Jennifer hatte ich ja schon vor der Tür zum ersten Mal gesehen. Beide saßen jetzt einträchtig nebeneinander und hatten sich ihrer Kopftücher und Sonnenbrillen entledigt. Ohne letztere konnte ich sehen, dass die großen Augen zweifellos in der Familie lagen.

Am oberen Ende des Tisches saß ein dünner Herr mit schütterem Haar, der bestimmt der derzeitige Lord Harrowmore und somit Millicents Vater war.

Millie hatte sich neben einen kleinen blonden Jungen gesetzt, dessen Pausbacken knallrot aus seinem verschwitzten Gesicht

leuchteten. Jonathan, das Geburtstagskind und offensichtlich der Jüngste der Harrowmores.

Blieben noch drei Personen, die mir völlig unbekannt waren: ein schlaksiger Junge, bei dem es sich um eine ältere Ausgabe von Jonathan zu handeln schien, und ein schon recht kahlköpfiger, rundgesichtiger Mann, den ich als Millicents Bruder und Vater der beiden Jungen besetzte. Eine Mutter für die Sprösslinge schien es nicht zu geben. Anscheinend hatten die Harrowmores kein großes Glück mit ihrer Partnerwahl gehabt. Einzig die stille Frau von Anfang sechzig, bei der es sich vermutlich um Lady Harrowmore handelte, vermittelte das Bild einer intakten Familie.

Alles in allem war das Geschlecht der Harrowmores also recht übersichtlich: drei Generationen unter einem Dach, inklusive einer Tante und ihrer Tochter mit einer Vorliebe für Sushi. Das hier war vielleicht doch ein ruhiger Job.

»Jetzt puste die Kerzen aus, Jonathan! Das Wachs tropft ja schon auf die Torte!« Der Lord sah mit leichter Missbilligung auf die Geburtstagstorte herab, deren Verzierungen bereits um einige Wachstropfen reicher waren.

»Okay, Opa. Aber nachher darf ich mit dem neuen Boot fahren, ja?«

»Es ist viel zu kühl für derartige Experimente«, sagte der Lord in einem Tonfall, der keinen Widerspruch duldete. »Du darfst es in deinem Zimmer aufblasen und Seefahrer spielen.«

»Ooch!« Das konnte man fast als Widerspruch gelten lassen. Jonathan schien mir in jeglicher Hinsicht ein mutiges Kind zu sein.

»Keine Widerrede. Und jetzt lasst uns singen«, verkündete der Lord.

Laut, schräg und mit geringer Begeisterung fielen die Harrowmores nach und nach in das von ihm angestimmte Geburtstagslied ein.

Ich war froh, als sie fertig waren. Die Harrowmores waren eben nicht die Kelly Family.

Als der Kleine im Anschluss an das Ständchen vom Stuhl sprang, den Tisch auf seinen strammen Beinchen umrundete und allen Verwandten einen feuchten Kuss auf die Wange drückte, wofür er reihum liebevoll gedrückt wurde, spürte ich, wie sich Etwas in meinem Hals krampfhaft zusammenzog. Ich schluckte ein paar Mal hektisch, doch das Gefühl der Enge blieb.

Eine Erinnerung an ein längst vergangenes Geburtstagsfest, das ich zusammen mit meiner Mutter und Tante Ethel verbracht hatte, stieg in mir auf.

Es war vielleicht mein achter oder neunter gewesen. Auch die beiden hatten wundervoll schräg gesungen und mir seltsame Geschenke gemacht. Während die meiner Mutter mit Tauchen und dem Meer zu tun hatten, überreichte mir Tante Ethel einen Traumfänger, Heilsteine und Bücher über Geistwesen.

Jetzt wünschte ich mir, ich hätte wenigstens einen dieser Wälzer gelesen.

»Aber Opa, kannst du dann morgen mit mir Boot fahren?« Jonathans hartnäckiges Betteln brachte mich zurück in die Gegenwart. Das kleine Nesthäkchen schien recht penetrant werden zu können.

»Ein anderes Mal, Jonathan. Prüf doch mal, ob das Ding in die Badewanne passt, hm?«

Jonathan schob schmollend die adlige Unterlippe vor. Ich warf einen Blick zu der Großmutter und erwartete auch von ihr einen gut gemeinten Kommentar. Doch die blasse Dame starrte nur mit ausdruckslosem Gesicht vor sich hin und rührte in ihrer Teetasse. War sie krank?

Millie stocherte missmutig in einer Portion Rührei herum und maulte: »Alles kalt. Warum haben wir nicht mehr Personal, Daddy? Vielleicht einen jungen, hübschen Butler? Ruthie schafft das nicht mehr allein.«

»Ja, Daddy!«, ließ sich der Mann mit dem schütterten Haarwuchs vernehmen. »Warum besorgst du meiner seltsamen Schwester nicht endlich einen Hausdiener zum Anhimmeln, bevor sie noch wunderlicher wird, als sie es sowieso schon ist?«

Millie trat unter dem Tisch nach den Schienbeinen ihres Bruders, verfehlte ihn aber, was von ihm mit einem gehässigen Lachen quittiert wurde.

»Cameron! Millicent! Lasst gefälligst den Blödsinn.« Der Hausherr schlug mit der flachen Hand auf den Tisch, um sich Gehör zu verschaffen. »Natürlich werden wir keinen Butler einstellen. Die Haushaltskasse ist leer. Und unsere liebe Ruthie tut ihr Bestes, um uns alle gut zu versorgen. Hätte ich allerdings Kinder in die Welt gesetzt, die ein bisschen mehr zum Einkommen der Familie beitragen würden, statt sich dem Müßiggang hinzugeben, könnte die Personalfrage neu diskutiert werden.«

Der Lord hatte bei diesen Worten ein strenges Gesicht aufgesetzt, doch seine Familie, mit Ausnahme seiner Frau, brach in verhaltenes Gekicher aus.

»Ruthie hat Mums rote Seidenbluse zur weißen Wäsche gestopft. Jetzt haben wir alle rosa Socken und Unterwäsche«, gluckste Millie.

»Ich auch!«, krächte der kleine Jonathan und legte seinen rosa besockten Fuß auf den Esstisch.

»Ruthie vergisst ständig, das Fleisch zu salzen«, sagte Deborah mit leicht affektiertem Unterton.

Und Jennifer ergänzte: »Dafür salzt sie aber alles andere mehr als ausgiebig.«

»Genug!«, donnerte der Lord und schlug mit der flachen Hand auf die Tischplatte. »Ruthie wird eben nicht jünger! Sie macht Fehler, das ist noch lange kein Grund, sich über sie lustig zu machen!«

»Ruthie hat meine selbstverfassten Gedichte als Kaminanzünder benutzt«, meldete sich nun die blasse Hausherrin zum ersten Mal zu Wort, woraufhin die Tischrunde wieder in allgemeine Heiterkeit ausbrach.

Der Lord seufzte und tätschelte seiner Frau liebevoll den Arm. »Das tut mir leid, Liebes. Aber ehrlich gesagt, ein großer Verlust ist das nicht.«

Ich grinste. Die Familie Harrowmore fing an, mir zu gefallen.

Eine Viertelstunde später wurde die Tafel aufgehoben und alle Familienmitglieder liefen wieder auseinander. Bis auf den jüngsten Spross der Harrowmores, der sich große Mühe gab, die Zeit im

Esszimmer zu verträdeln, bis alle Erwachsenen verschwunden waren.

Wie eine Katze den heißen Brei, umschlich der Junge seine Geburtstagsgeschenke. Plötzlich drückte Jonathan mit listigem Blick die Pappschachtel mit dem Schlauchboot an sich und steuerte auf die Tür zur Halle zu.

Ich erschrak, als ich begriff, dass ich nun die einzige Person war, die das Eintreffen von Walts Katastrophenszenario verhindern konnte. Doch war ich überhaupt eine Person? Wie sollte ich es anstellen? Jammern und klagen würde hier nicht ausreichen.

Ich stellte mich einfach mit weit ausgebreiteten Armen in seinen Weg und rief: »Hüte dich! Hüte di... Ey!«

Mit einem leisen »Plopp« war der kleine Racker einfach durch mich hindurchgegangen! Unverschämtheit! Aber natürlich lag es an mir. Ich hatte vergessen, die Pobacken zusammenzukneifen und die Fäuste zu ballen. Also, auf zum zweiten Versuch.

Ich lief Jonathan nach, warf mich mit einem Hechtsprung vor die große Eingangstür, machte mich steif wie ein Brett und rief: »Buh!«

»Plopp«, machte es und Jonathan hatte mich und den Eingang passiert. Verdammt. Dabei hatte ich mich wirklich sehr angespannt.

Verärgert rieb ich meine kribbelnde Körpermitte. Walt hatte recht: Es war unangenehm, einfach durchdrungen zu werden.

Ich rannte dem Jungen nach, der wirklich sehr fix auf seinen kleinen Beinen war, sah ihn in einem Gartenhäuschen verschwinden, das sich an ein paar gewaltige Rhododendren schmiegte, und mit einer Luftpumpe im Schlepptau wieder herauskommen.

Jetzt wurde es ernst.

Ich schob mir die Haare hinter die Ohren, ballte die Fäuste, riss die Arme hoch und schrie: »Sei gewarnt!«

Pfeifend ging Jonathan seiner Wege.

Was lief hier falsch? Es war ganz offensichtlich: Ich kam mit meiner neuen Rolle nicht zurecht.

»Walt! Kannst du mich hören? Hier klappt was nicht!«

Keine Antwort. Ich stand allein da und hatte absolut keine Ahnung, was ich nun machen sollte. Und wo war denn jetzt dieses Kind hin? Suchend blickte ich mich um und sah Jonathan gerade noch hinter ein paar Taxusbüschen verschwinden. In der Ferne standen die ersten Bäume eines Wäldchens und er lief direkt darauf zu.

Hastig sah ich mich um. Wo war der Rest der Familie Harrowmore? Konnte ein Fünfjähriger wirklich das Areal des Schlosses verlassen, ohne dass es bemerkt wurde? Anscheinend ja.

»Was genau ist eigentlich der Unterschied zwischen einer Banshee und einem unbezahlten Babysitter?«, grummelte ich und verfiel in einen leichten Trab. Jonathan war schon ein ganzes Stück voraus und ich bemerkte zu meinem Leidwesen, dass sich meine Kondition durch meinen Tod nicht verbessert hatte. Bald begann ich, zu hecheln. Ich hatte Seitenstechen, meine Lunge brannte und der Abstand zwischen mir und dem Kind verringerte sich nur langsam.

Trotzdem erreichte ich ihn kurz vor dem Waldrand. Mit wachsender Verzweiflung griff ich nach der Pappverpackung des Bootes, doch meine Finger konnten sie einfach nicht fassen.

Da fielen mir meine Erfahrungen mit der Fauna auf dem Weg nach Schloss Harrowmore ein. Ich griff nach einem Ast, der auf dem Waldboden herumlag, und warf ihn dem Jungen direkt vor die Füße. Jonathan stolperte, fiel hin, fluchte lautstark, wischte sich über die Hosenbeine und lief weiter.

Ich verbuchte das als Teilerfolg. Wenn ich ihm nur oft genug Äste vor die Füße warf, würde er vielleicht weinend nach Hause laufen. Lieber ein paar blaue Knie als eine Lunge voll Wasser.

Zu spät. Jonathan blieb stehen. Wir hatten eine grasbewachsene Lichtung erreicht, in deren Mitte ein klarer Bach lustig dahinplätscherte. Pfeifend ließ sich der Kleine ins Gras plumpsen und begann mit dem Aufreißen der Verpackung.

In mir stieg Panik auf. Vor mir sah ich einen kleinen Jungen, wie ich selbst nie einen haben würde, ein mörderisches Schlauchboot und das eiskalte Wasser des Twinklebaches.



Besucht uns im Netz:

www.sternensand-verlag.ch

www.facebook.com/sternensandverlag